

Vom Richten: Mt. 7, 1-5

Einleitung:

Wir fahren weiter in unserer fortlaufenden Lektüre der Bergpredigt, wie sie im Matthäusevangelium in den Kapiteln 5-7 überliefert ist. Heute beginnt schon das 7. und letzte Kapitel, wir kommen also im letzten Drittel unserer grossen Reihe an. „Vom Richten“ lautet die Überschrift über dem heutigen Abschnitt. Er enthält zwei Teile –

- am Anfang des ersten Teils steht der sprichwortartige Leitsatz: „Richtet nicht, auf dass ihr nicht gerichtet werdet.“
- Der zweite Teil enthält dann wieder eine dieser typischen rhetorischen Übertreibungen: Diesmal empfiehlt uns Jesus mit einem drastischen Bild, nicht den Splitter im Auge des Bruders zu suchen, sondern erst einmal den Balken im eigenen Auge wahrzunehmen.

Entsprechend diesen beiden Teilen in der Lesung haben wir auch die Predigt zweiteilig gestaltet.

Lesung: Vom Richten (Mt. 7, 1-5)

1 Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet! 2 Denn wie ihr richtet, so werdet ihr gerichtet werden, und mit dem Mass, mit dem ihr messt, wird euch zugemessen werden.

3 Was siehst du den Splitter im Auge deines Bruders, den Balken in deinem Auge aber nimmst du nicht wahr? 4 Oder wie kannst du zu deinem Bruder sagen: Lass mich den Splitter aus deinem Auge herausziehen, und dabei ist in deinem Auge der Balken? 5 Du Heuchler! Zieh zuerst den Balken aus deinem Auge. Dann wirst du klar genug sehen, um den Splitter aus dem Auge deines Bruders herauszuziehen.

Predigt:

1. Teil (zu Verse 1-2)

Der bekannte inzwischen pensionierte Zürcher Psychiatrieprofessor Daniel Hell hat ein erstaunliches Buch geschrieben. Es trägt den Titel: „Leben als Geschenk und Antwort – Weisheiten der Wüstenväter“. So etwas würde man von einem katholischen Mönch erwarten, aber doch nicht von einem renommierten übrigens reformierten modernen Seelenarzt.

Wenn man indessen in dem Buch zu lesen beginnt, versteht man den Zusammenhang von Psychiatrie und Wüste immer besser. Beides befindet sich am Rand der Gesellschaft:

- Die Wüstenväter und –mütter bildeten eine eigentliche Bewegung im 4. Jahrhundert nach Christus – das ist jene Zeit, in der das Christentum zur Staatsreligion wurde. Es verwandelte sich von der verfolgten Bewegung am Rand des Imperium Romanum zur zentralen, staatstragenden Macht. Das gefiel nicht allen. Die Aussteiger unter den damaligen Christen wanderten aus in die Wüste.
- In der heutigen durchrationalisierten, durchkontrollierten durchsichtig gewordenen Welt bilden die psychiatrischen Kliniken so etwas wie Wüsten, in denen sich jene versammeln, die irgendwie nicht funktionieren, denen es nicht gelingt, gut geölte Räder im rasend rollenden System zu sein.

Es besteht also ein Zusammenhang zwischen den damaligen Wüstenvätern und heutigen Klinikpatienten.

Warum erzähle ich das alles?

Ich erzähle es darum, weil Jesus selber in seinem ganzen Leben und Reden und Wirken seinen „Finger Gottes“ auf eben diesen Punkt gelegt hat. Er hat sich durchwegs dem zugewendet, was nicht ins System passte: den Zöllnern und Sünderinnen, den verlorenen Drachmen, den verlorenen Schafen, den verlorenen Söhnen und Töchtern, jenen, die wegen irgendwelcher Krankheiten sogenannten unrein waren und also aus der

geschlossenen Gesellschaft ausgegrenzt wurden.

Das war Jesus, wie er lebte und lebte. Und nun sagt dieser Jesus in seiner Bergpredigt: „Richtet nicht!“ Das entsprechende griechische Wort, *krinein*, verwandt mit den uns bekannten Fremdwörtern Krise und Kritik, bedeutet ursprünglich „scheiden“, „trennen“.

Man "scheidet", man „trennt“ in der Bibel, zum Beispiel, den Spreu vom Weizen und die Schafe von den Böcken. Immer trennt man Gerechte und Sünder, Gute und Böse, In- und Outsider. Doch Jesus sagt: Trennt nicht! Urteilt nicht, „richtet“ nicht.

Was damit gemeint ist, kommt auf anschauliche Weise zum Ausdruck in der berühmten biblischen Geschichte von der Frau, die auf frischer Tat beim Ehebruch ertappt worden sein soll. Das alttestamentliche Gesetz schreibt vor, sie zu steinigen.

Als die Frau Jesus vorgeführt wird, neigt er sich dem Boden zu und beginnt, mit dem Finger in den Sand zu schreiben. Dann richtet er sich wieder auf und sagt zu den Männern mit den Steinen in den Händen: „Wer von euch ohne Sünde ist, werfe als erster einen Stein auf die Frau.“ Da schleicht einer nach dem anderen davon, und Jesus bleibt allein zurück mit der Frau.

Niemand weiss wirklich, was Jesus da in den Sand geschrieben hat. Doch das Resultat ist offensichtlich. Die Männer schauen nicht mehr auf die Frau. Sie schauen auf sich selber. Es vollzieht sich eine Umkehr auf tiefster Ebene.

Eben diese Umkehr fordert Jesus auch in der Bergpredigt: Weg vom anderen, hin zu mir selbst. Nicht die Tür des Nachbarn, meine eigene soll ich wischen. Es gibt da nämlich ziemlich viel Laub und Staub, bei jedem von uns, schätzungsweise.

Die Wüstenväter und –mütter, die Abbas und Ammas, gingen deshalb in die Wüste, weil es dort draussen keine Ablenkung gibt, keine Zerstreuung und keine Projektionsflächen. Man kann sich dort nichts vormachen. Da ist kein Ort nirgends für Täuschung, Heuchelei, Scheinheiligkeit. Es wird dann so offensichtlich: Jeder hat Dreck am Stecken. Und diese Einsicht macht einen ziemlich demütig und wahrhaft menschlich.

Es erstaunt deshalb nicht, dass die Weisung Jesu, nicht zu richten, DAS zentrale Gebot für die Wüstenväter war.

Der Seelenforscher Daniel Hell erzählt in seinem Buch eine solche Geschichte aus der Wüste, in der es ums Richten bzw. Nicht-Richten geht. Es geht, wie in der vorher erwähnten Geschichte von Jesus und der Ehebrecherin, um Sand und Sünde. Es geht um Selbsterkenntnis und ein grosses Herz für alles Allzumenschliche. Wer weiss, vielleicht bin ICH es, von dem es heisst: „Einer der Brüder hatte versagt...“

Einer der Brüder hatte versagt. Da „hielt man in der Wüste Sketis eine Versammlung ab und bat auch Abbas Moses dazu. Dieser aber wollte nicht kommen. Auf nochmaliges Bitten hin erhob er sich schliesslich, nahm einen durchlöcherten Korb, füllte ihn mit Sand und hob ihn auf seine Schultern. Die Brüder kamen ihm entgegen und sagten zu ihm: ‚Was soll das, Abbas?‘ Da erwiderte Abbas Moses: ‚Das sind meine Sünden. Hinter mir rinnen sie heraus und ich sehe sie nicht. Nun bin ich heute gekommen, um fremde Sünden zu richten.‘ Als sie das hörten, sagten sie nichts mehr zu dem Bruder, sondern verziehen ihm.“

2. Teil (zu Verse 3-5)

(1. Textebene)

Gehen wir weiter zum zweiten Teil unserer Lesung. Dort heisst es: «Was siehst du den Splitter im Auge deines Bruders, den Balken in deinem Auge aber nimmst du nicht wahr?» Ganz direkt spricht der Text uns an: Du heisst es, nicht mehr Ihr. Wie die Männer in der Geschichte von der Ehebrecherin und die Brüder in der Geschichte von Abba Moses werden nun wir selber von Urteilenden zu Beurteilten. Wir sind aufgefordert, unseren eigenen Sand herausrinnen zu sehen; oder eben, den Balken in unserem Auge wahrzunehmen.

Sie gehen ins Auge, die Bilder vom Splitter und vom Balken. Übertrieben sind sie, stark überzeichnet, und das mit Absicht.

Immerhin, den Splitter im Auge kann man sich ja noch vorstellen. ZB. ein Glassplitter wie bei dem Bekannten, den ich kürzlich getroffen habe. Er hat nach einem unglücklichen Sturz auf einen gedeckten Tisch einen Glassplitter im Auge und weiss nicht, ob er mit dem betroffenen Auge je wieder etwas sehen wird. Klar ist auf jeden Fall: so ein Splitter tut weh, und er beeinträchtigt das Sehvermögen.

Der Balken im Auge sprengt dagegen alle Dimensionen. Klar ist nur, dass er eindeutig grösser ist als ein Splitter. Viel grösser. Und das will das Bild auch zeigen. Der Fehler, den wir im andern bemängeln, ist geringfügig im Vergleich zur Verblendung, die uns selber die Sicht versperrt. Deshalb trifft uns das Bild, obwohl es eigentlich gar nicht funktioniert.

(2. Psychologische Ebene)

Offenbar ist da ein Balken in meinem Auge, von dem ich nichts weiss. Etwas an mir stört, und ich merke es nicht einmal. Dem muss ich nachgehen; herausfinden, was es ist. Ist es nicht vielleicht genau das, was mich an meinem Mitmenschen stört?

Die Psychologie beschreibt dieses Phänomen als Projektion. Man lagert all das, was man an sich selbst nicht gern hat, aus auf die anderen. So wird man unliebsame Eigenschaften los, indem man sie am anderen bemängelt. Unsere Mitmenschen werden damit zu Spiegeln. Was uns an ihnen auffällt, sind wir selbst.

Bloss versperrt der Balken in unserem Auge die Sicht auf diesen Spiegel. Ihn (den Balken) herauszuziehen ist vielleicht gar nicht so schwierig, wie es zunächst scheint. Es genügt, sich selber zu fragen: Habe ich das, was mich am anderen stört, nicht auch in mir?

Ich habe den Eindruck, dass das zumindest ein Anfang dessen ist, was die Bergpredigt von uns verlangt: «Du Heuchler, zieh zuerst den Balken aus deinem Auge.»

(3. Theologische Ebene)

Um die Balken kommen wir nicht herum. Unser menschliches Bewusstsein ist begrenzt und wir können nicht anders, als die Welt aus unserer Perspektive wahrzunehmen, sie durch den je eigenen Tunnel unserer Subjektivität zu sehen.

Darüber jedoch gibt es einen Blick, der balkenfrei ist. «Dir Gott ist nichts verborgen, du schaust mein Wesen ganz» heisst es im Lied, das wir vorher im Nachklang der Lesung gesungen haben. Gott hat uns alle im Auge, seinen Blick verstellt nichts Partikulares, begrenzen keine Tunnelwände. Aus dieser Warte ist die Bergpredigt geschrieben, gerade auch dieses «Richtet nicht!»

(4. existentiell-praktische Ebene)

Vor dem Hintergrund des unbegrenzten göttlichen Blicks der Liebe können auch wir versuchen, über unseren Tunnel hinauszublicken. Indem wir andere Perspektiven einnehmen und Situationen zwischendurch aus der Warte von jemand anderem betrachten.

Diese einfache Methode könnte auch für eine Kirchgemeinde hilfreich sein. Die Perspektive der Behörden ist eine andere als die der Mitarbeitenden, diejenige der Pfarrpersonen nicht dieselbe wie die der Sigristen, und all diese schliesslich wiederum verschieden von der Perspektive der Kirchgemeinde.

Es wäre wohl einen Versuch wert, zwischendurch ganz bewusst einen Perspektivenwechsel auszuprobieren und eine Situation ganz bewusst aus einem anderen als dem eigenen Blickwinkel wahrzunehmen.

Am leichtesten geht es, finde ich, wenn man sich dabei vorstellt, für einen Moment die eigenen Schuhe auszuziehen und ein paar Schritte in den Schuhen des anderen zu gehen.

Zu solchen Perspektivenwechseln wünsch ich uns allen Mut und zugleich Gelassenheit, denn wir alle leben und sind unter den liebenden Augen Gottes. Es sind diese Augen der Liebe, die das Ganze sehen und jede

und jeden von uns im je einzigartigen Wesen. Wer mit diesen Augen wahrnimmt, wird nimmermehr richten.
Im Glanz dieser Augen wird alles hell wie am Morgen des ersten Ostertags.

Sonntag, 11. April 2010

Stina Schwarzenbach und Andreas Fischer